

Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur
Thürner Ostdeutschen Zeitung.

Nr 30. 1893.

Das Glück der Welt.

Roman von Hanns v. Spielberg.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Juan brachte auch selbst gelegentlich die Rede auf diese Angelegenheit und erntete für seine Auffassung einen dankbaren Blick Hella's, aber ihre Stimmung wurde dadurch nicht wesentlich verändert. Da gab ihm ein kleiner Zwischenfall eine etwas unerwartete Aufklärung.

Er hatte mit Welter und Hella unter den Linden einige Einkäufe besorgt. Quer über den Fahrbaum schreitend, bemerkten sie eine Gruppe junger Kavallerieoffiziere, die an der Anschlagsäule die Theateranzeigen lasen. Plötzlich fühlte Juan, wie der Arm Hella's in dem seinen erbehte, gleichzeitig zog Welter den Hut und grüßte verbindlich. „Herbert v. Wilberg,“ flüsterte er dem Freunde zu.

Gleich darauf kam einer der Offiziere auf sie zu.

„Herr Direktor und Sie, gnädiges Fräulein, hier? Und ohne daß ich davon weiß?“ rief er, die Hand an der Mütze. „Ah — das nenne ich grausam! Aber willkommen in der Hauptstadt, herzlich willkommen.“

Mit einem fragenden Blick auf Welter verbeugte er sich zugleich leicht gegen Juan, der etwas erstaunt fühlte, wie Hella leise ihren Arm aus dem seinen zog.

„Herr Lieutenant v. Wilberg — Freiherr v. Stauden-Geriso!“ stellte der Direktor die Herren vor. „Mein bester Freund, der nach jahrelanger Abwesenheit vor wenigen Tagen nach Deutschland zurückkehrte.“

„Freiherr v. Stauden?“ fragte der Offizier erstaunt. „Sehr angenehm, wir sind mit einer Linie der Staudens nahe verwandt.“

„Ich glaube in der That, unsere Familien sind verwandt,“ entgegnete Juan kühl. Er hatte wenig Neigung zu einer weitläufigen Auseinandersetzung.

„Und Sie werden einige Tage in Berlin bleiben? Wo sind Sie abgestiegen? Ich stehe selbstverständlich ganz zu Ihrer Verfügung, bitte, befehlen Sie über mich.“

Herbert v. Wilberg wandte sich fast ausschließlich an Hella und schien begierig auf ihre Antwort zu warten.

Aber das junge Mädchen blieb stumm. Eine peinliche Pause trat ein, bis Welter endlich etwas verlegen sagte: „Mein Urlaub ist knapp bemessen, Herr v. Wilberg. Ich kann nur auf kurze Zeit abkommen.“

„Ah — aber ich bitte Sie: wenn man einmal in Berlin ist, soll man mit der Zeit

doch nicht allzusehr geizen. Jedenfalls hoffe ich doch heute Abend —“

„Wir reisen noch heute!“ stieß Hella jetzt kurz und scharf hervor. Es lag etwas so Verlegendes in der Äußerung, daß sowohl Welter wie Juan sie erstaunt anstarrten, zumal die Abreise erst auf den nächsten Tag festgesetzt war. Ueber das hübsche Gesicht des Offiziers ergoß sich eine dunkle Blutwelle. Er hatte die Abweisung verstanden; seine Stimme zitterte leise, als er sich jetzt an Welter wandte, um Abschied zu nehmen, und sich dann vor Juan leicht verbeugte. Einen Augenblick schienen er zu schwanken, ob er einige Worte an Hella richten sollte, man sah, wie er sie mit bittendem Ausdruck anschaute, aber ihr Gesicht blieb steinern, und sie blickte über ihn hinweg, als ob er nicht vorhanden sei. Er begnügte sich daher mit einer tiefen Verbeugung und eilte dann schnell die Friedrichstraße hinunter, seinen Kameraden nach.

Hella legte ihre Hand wieder in den Arm Juan's und sie setzten schweigend ihren Weg fort. Als Welter in seiner etwas schwerfälligen Art ein wenig zurückgeblieben war, fragte Juan leise: „Sagen Sie mir, Hella, was haben Sie gegen Herrn v. Wilberg? Wagte er je, Ihnen unehrerbietig zu nahen? Sie können sich denken, daß mich das interessiert.“

„Nein, nein, Juan,“ entgegnete sie hastig. „Er war stets artig und zuvorkommend gegen uns, und ich allein vermag mich nicht mit ihm zu stellen, weil —“ Sie unterbrach sich selbst und suchte sichtbar nach Worten. „Ich bitte Sie, Juan, mein lieber Freund, fragen Sie mich nicht weiter, quälen Sie mich nicht! Ich könnte doch nichts Verständiges antworten.“

Juan machte ein bedenkliches Gesicht, die Art Hella's kam ihm etwas verdächtig vor, und er beschloß, den Offizier nicht aus den Augen zu lassen.



Dr. Karl Schenk, schweizerischer Bundespräsident für 1893. (S. 235)

Der Zufall führte ihn mit demselben schneller wieder zusammen, als er erwartet hatte.

Juan hatte Welter und seine Schwester zur Bahn gebracht und schlenderte langsam die Friedrichstraße entlang, als er plötzlich von einem der Attachés des peruanischen Geschäftsträgers, den er schon öfter besucht hatte, begrüßt und angesprochen wurde.

Pedro und Dolores waren vom Bahnhof aus in die Oper gefahren, und Juan hatte den Abend für sich. Er folgte daher nicht ungern der Aufforderung des lebenswürdigen Don José Ripardo zu einem gemeinsamen Souper bei Dreffel und amüsierte sich herzlich über die hundert kleinen Skandälchen aus der großen Welt, mit denen Jener die Kosten der Unterhaltung bestritt. Es war ziemlich spät, als beide Herren aufbrachen, aber gerade als Juan vor der Thür des Restaurants sich eine Droschke heranwinkte, um nach Hause zu fahren, kam ein Bekannter des Attachés, ein damals vielgenannter Sportsman hinzu, und Juan konnte der Vorstellung nicht gut aus dem Wege gehen. So hörte er auch noch, wie Jener sagte: „Beim Zens, Don José, Sie sollten noch auf eine Stunde nach dem Klub gehen; der junge Wilberg spielt heute, es ist das reine Kagenschießen. Ich glaube, der arme Bursche verliert Haus und Hof.“

Don Ripardo lachte. „Wenn Sie mitkommen wollen, Herr v. Stauden, ich führe Sie gern ein. Sie lernen dabei gleich einen Theil unserer Berliner Lebemänner kennen.“

Am Tage vorher noch hätte Juan unter allen Umständen abgelehnt, heute schob er sofort seinen Arm unter den des Begleiters, und Beide schritten dem Brandenburger Thor zu.

„Von wem sprach Ihr Bekannter? Ich glaubte den Namen Wilberg zu hören. Handelt es sich um einen Sohn des Barons Wilberg-Werksfeld?“ fragte er den Attaché.

„Ganz richtig. Haben Sie einmal unsere armen Cholos um ihren mühsam erworbenen Wochenlohn spielen sehen? Gerade wie die braunen Burschen, die ihre Silberstücke sinnlos dem Bankhalter hinschleudern, um nachher wieder eine Woche sich umsonst zu quälen, so spielt der Baron, nur daß es sich bei ihm stets um Tausende handelt. Es ist eigentlich jammerschade um den jungen, flotten Offizier. Er war zwar, so lange ich die Ehre habe, ihn zu kennen, immer ein etwas leichtsinniger Herr, aber diese rasende Spielwuth scheint ihn erst in den letzten Wochen gepackt zu haben. Jeder Verständige muß sich sagen, daß er rettungslos in sein Verderben rennt. Ah, da sind wir schon!“

In der hochgewölbten Vorhalle des stattlichen Gebäudes nahmen ihnen reichgalonnirte Diener die Hüte und Ueberöcke ab, und der Haushofmeister eilte, nachdem er Juan als einen Fremden erkannt hatte, mit einem Buche herbei, in dem Ripardo den Namen seines Gastes einschrieb. Dann schritten sie durch den hübsch ausgestatteten Lesesaal und einige kleinere Salons, in denen an einzelnen Tischen Whist und Vésigue gespielt wurde, um endlich in das eigentliche Spielzimmer einzutreten. In der Mitte des Raumes stand ein länglicher, mit grünem Tuch bezogener Tisch, dessen Platte durch eine von der Decke herabhängende Astrallampe blendend hell erleuchtet war. Um den Tisch saßen und standen etwa zehn Herren. Das Civil herrschte vor, nur zwei, drei Offiziere, unter denen Juan sofort Wilberg wieder erkannte, waren zugegen. Auf der grünen Tischfläche lagen nur einige noch unberührte Spiele Karten — man wollte augenscheinlich soeben eine neue Partie beginnen — und vor jedem der Spieler eine Anzahl elfenbeinerne Marken. Es war in diesem Raume streng verpönt, um Geld zu spielen, man löste vielmehr

im Komptoir des Hauses eine Anzahl Spielmarken, die einen bestimmten Werth darstellten.

Quer vor der einen Seite des Tisches saß eine herkulisch gebaute Gestalt, zu welcher der fast zierlich kleine Kopf von markantem Schnitt gar nicht recht zu passen schien. Das Gesicht war das eines Lebemanns, es lag sogar ein Zug von Gutmütigkeit auf den vollen Lippen, dem freilich wieder der etwas stechende Ausdruck der Augen widersprach. Der auf's Sorgfältigste in einen hellen Herbstanzug von ausgesprochen englischem Zuschnitt gekleidete Herr hatte mit der Rechten ein Spiel Karten ergriffen. „Wenn die Herren es denn durchaus wollen, so mache ich noch drei Tailen. Aber nicht mehr — unter keinen Umständen mehr. Die Bank mag dann weiter gehen.“

Die Portiére des Spielzimmers deckte Ripardo und Juan noch halb, sie waren noch nicht bemerkt worden. „Sehen Sie den starken Herrn dort drüben?“ flüsterte der Attaché. „Es ist Herr Ohlmann, der Besitzer einer der schönsten Marställe, nebenbei einer der wagehalfigsten Spieler und vielleicht der beste Pistolschütze Berlins. Ihm gegenüber sitzt der Lieutenant v. Wilberg. Aber kommen Sie, ich will Sie bekannt machen.“

Die Vorstellung war schnell abgethan. Die Herren machten eine höfliche Verbeugung, ohne ihr Interesse von dem Spiel abzulenken, nur Herbert Wilberg blickte einen Augenblick betroffen auf den Fremden, und wieder wie am Morgen stieg eine dunkle Röthe in seinem Gesichte auf. „Ich hatte wohl bereits das Vergnügen,“ sagte er sehr kurz.

Es war nicht ganz leicht, dem Spiele zu folgen, da, wie schon bemerkt, kein Gold, keine Banknote sichtbar wurde. Aber das bemerkte Juan doch bald, daß der Bankhalter mit ungemeinem Glück spielte. Schon bei der zweiten Taille mußten mehrere Herren, unter ihnen auch Wilberg, nach dem Komptoir gehen, um ihren erschöpften Vorrath an Marken zu erneuern.

„Ich möchte wohl auch mein Glück einmal versuchen,“ meinte Juan flüsternd zu seinem Begleiter. Es kam ihm darauf an, sich noch länger das Recht der Beobachtung zu erkaufen. „Würden Sie wohl die Güte haben, Don Ripardo, mir für tausend Mark jener Elfenbeinkärtchen auf Ihr Konto zu besorgen?“

„Gern gern!“ lachte Jener. „Aber nehmen Sie sich in Acht, Herr Ohlmann hat heute seinen guten Tag.“

Man machte dem Gast bereitwillig Platz, und Juan begann mit wechselndem Glück zu spielen. Seine Aufmerksamkeit war nur wenig auf den eigenen Gewinn und Verlust gerichtet. Dagegen konnte er jetzt Wilberg scharfer beobachten, der schon in den ersten Sähen der neuen Taille wiederum seinen ganzen Markenvorrath verlor, dann plötzlich schnell hintereinander einige Gläser Sekt hinunterstürzte und auf einem kleinen Blatt Papier eine Bemerkung aufschrieb, die er dem Bankhalter reichte.

Ohlmann warf nur einen flüchtigen Blick auf die Notiz, nickte und schob Wilberg eine Anzahl Marken hinüber.

„Sie sollten es für heute genug sein lassen, Herbert,“ meinte einer der Offiziere. „Fortuna läßt sich nicht zwingen — sie ist ein Weib.“

Wilberg lachte kurz auf. „Gerade weil sie ein Weib ist, will ich sie zwingen!“ Damit häufte er die soeben erhaltenen Marken auf die Coeurdame. „Vorwärts, Ohlmann, lassen Sie uns nicht warten.“

In ruhigem Gleichmaß glitten die Karten aus den Fingern des Bankiers. „Pistbube — Coeurdame. Treffsieben — Pistönig. Ah, Herr Graf, hier —“ Er zahlte, die Marken kaum

berührend, einen Gewinn aus. „Coeur sechs — Coeurdame. Pistneun — Treffsdame. Das war endlich einmal ein kleiner Coup für mich, die Herren scheinen sich gegen mein Glück verschworen zu haben.“

Es waren nur noch wenige Karten im Spiel, als endlich die Coeurdame fiel. Ohlmann hatte gewonnen. Wilberg zeigte zum ersten Male ein Zeichen der Erregung. Er sprang mit einem leisen Fluche auf und durchmaß mit hastigen Schritten das Zimmer. Währenddessen hatte der Bankier die Taille fertig abgezogen und stand, den Gewinn nachlässig in die Hosentasche schiebend, auf. „Wie ist's, meine Herren, machen wir zur Abkühlung noch eine Boule? Ein Billard wird hoffentlich frei sein,“ meinte er.

„Nicht doch, Ohlmann! So entrinnen Sie mir nicht,“ sagte Wilberg. „Sie müssen mir Revanche geben.“

„Gewiß, Baron. Gern — morgen, übermorgen — wann Sie wollen!“

„Nein, heute! Aber nicht in diesem Spiele für Kinder, lassen Sie uns eine Männerpartie Makao zu Zweien machen.“

Einige der Herren steckten die Köpfe zusammen, und einer legte dem Offizier schließlich die Hand auf die Schulter. „Es ist wirklich genug für heute, Herbert. Man soll, wenn man im Pech sitzt, das Glück nicht zwingen wollen.“

„Bitte, lassen Sie mich, Erdmannsdorf!“ entgegnete Wilberg scharf. „Ich bin kein Kind. Nun, wie ist's, Ohlmann. Fürchten Sie sich.“

Der Angeredete zeigte lachend sein blendend weißes Gebiß. „Bester Wilberg, das nicht. Aber ich möchte mir nicht den Vorwurf machen lassen, Ihren Pechtag benutzt zu haben.“

Die anderen Herren nickten ihm beistimmend zu. „Komm, Wilberg,“ rief einer der Kameraden und faßte ihn unter den Arm. „Morgen ist auch noch ein Tag; laß uns lieber noch ein Glas Sekt trinken.“

Er machte sich ungeduldig los. „Wenn Herr Ohlmann durchaus nicht will, zwingen kann ich ihn natürlich nicht.“

Zwischen den buschigen Augenbrauen des Sportsmans zeigte sich eine tiefe Falte. Er zog die Schultern hoch und warf den Herren einen Blick zu, der etwa zu sagen schien: „Sie sehen, ich bin schuldlos. Er will es nicht anders.“

„Es hat mich noch Niemand vergebens um Revanche gebeten,“ meinte er dann scharf und griff nach einem neuen Spiel Karten. „Sie sollen nicht der Erste sein, Baron Wilberg. Aber es hat Alles eine Grenze, und ich bin müde. Wir wollen meinetwegen noch eine halbe Stunde spielen, nicht eine Minute länger. Sind Sie damit einverstanden?“

Vergebens drangen einige nähere Bekannte in Herbert, von dem Spiel Abstand zu nehmen. Er hatte sich bereits wieder an den Tisch gesetzt und eine Schachtel voll Zündhölzer vor sich geleert. „Das Holz hundert Mark!“ rief er. Sein hübsches Gesicht hatte eine tiefe Röthe angenommen, er fing an, dem Champagner noch lebhafter zuzusprechen.

„Wie Sie wünschen, Baron Wilberg,“ entgegnete Ohlmann und gab Karten.

Juan zog sich mit seinem Begleiter in eine der Fensternischen zurück. In seinem Herzen mischte sich ein Gefühl von Verachtung für dies kopflose Handeln mit tiefem Mitleid; er ahnte, was den jungen Offizier zu dieser sinnlosen Herausforderung des Schicksals trieb.

Die meisten Herren hatten achselzuckend das Zimmer verlassen. „Es geht so nicht weiter, ich muß morgen mit meinem Kommandeur sprechen!“ hörte Juan einen der älteren Offiziere sagen. Nur wenige Zuschauer blieben um den Tisch stehen und verfolgten aufmerksam

das Spiel. Wilberg schien in der That jetzt plötzlich Glück zu haben, er deckte mehrere Male hintereinander „großen Schlag“ auf und gewann bedeutende Summen.

„Ich bin überzeugt, das Sträuben Ohlmann's vorhin war nur ein Kunstgriff, den armen Baron noch mehr zu reizen,“ flüsterte der Attaché Juan zu. „Ich kenne diesen Herrn, er ist nicht geneigt, sich eine Chance entgehen zu lassen, auf dem Tuf so wenig, wie am Spieltische. Aber sehen Sie nur: der Lieutenant gewinnt wieder.“

Ohlmann hob seinem Gegner kaltblütig lächelnd eine ganze Parthie Hölzer hinüber. Auf Wilberg's Gesicht glänzte ein Schein des Triumphes. „Endlich!“ stieß er hervor.

„Wenn wir jetzt aufhören wollen, Baron, mir soll's recht sein,“ meinte Ohlmann.

„Im Gegentheil, wir haben noch fünfzehn Minuten.“ Herbert verdoppelte seinen Satz.

„Sie werden sehen, sein Glück hat nicht Bestand,“ meinte Ripardo. „Aha — das Blatt wendet sich schon!“

Und nun ging es schnell bergab. In wenigen Augenblicken hüpfte Wilberg nicht nur den bisherigen Gewinn ein, sondern auch sein eigener Vorrath von Hölzern wanderte auf die andere Seite des Tisches. Schwere Schweißtropfen glänzten auf seiner Stirn, die Hand, mit der er eine neue Schachtel entleerte, zitterte heftig.

„Noch fünf Minuten!“

Es war, als ob Ohlmann einen Pakt mit dem Spieldämon geschlossen hätte. Deckte der Offizier sieben Point auf, so kaufte Jener sicher auf seine vier eine fünf — zwei, dreimal zeigte Wilberg triumphierend einen kleinen Schlag, und regelmäßig übertrumpfte der Gegner ihn mit einem großen.

„Noch zwei Minuten!“

Wilberg lehnte sich weit in den Sessel zurück, die Augen traten ihm fast aus den Höhlen, seine Brust hob und senkte sich fieberhaft.

„Va banque!“ rief er dann plötzlich.

„Lieber Baron, nehmen Sie es mir nicht übel: wünschen Sie nicht, daß ich erst nachzähle, was in der Bank liegt?“ Ohlmann legte die Karten auf den Tisch.

Einer der Anwesenden mischte sich hinein. „Das ist zu toll, Wilberg. Streng genommen verbieten die Statuten überhaupt das unbare Spiel, und wenn wir, so lange es in vernünftigen Grenzen bleibt, auch 'mal darüber hinwegsehen, so —“

„Va banque!“ rang es sich keuchend von Wilberg's Lippen.

Ohlmann zuckte die Achseln. „Sie haben zu bestimmen. Ich gebe,“ fügte er kaltblütig hinzu, nachdem er seine beiden Karten eingesehen.

Wilberg hatte die Coeurzehn und Treffsieben. Seine Augen leuchteten auf, er beugte sich weit vor. „Ich danke.“

Ohlmann deckte auf. Vor ihm lag Pitube und Karodrei — die Chancen standen günstig für seinen Gegner. Nur wenn er selbst eine Fünf oder eine Sechse kaufte, hatte er gewonnen. Einen Augenblick zögerte er. „Ich biete Ihnen ein Arrangement an, Baron Wilberg; ich zahle freiwillig ein Drittel der Bank.“

Herbert lachte. Es klang hohl, dies Lachen. „Nein — nein! Kaufen Sie, kaufen Sie!“ rief er heiser.

„Karodsechs!“

Ohlmann legte den Rest der Karten auf den Tisch. „Sie haben wirklich Unglück, Baron Wilberg,“ sagte er trocken. „Ich wollte es nicht — die Herren sind meine Zeugen.“

Der Offizier hörte nicht, was er sagte. Er war zurückgesunken und bedeckte einen Augenblick das Gesicht mit der linken Hand, während er die rechte krampfhaft gegen den Tisch preßte. Aber er war zu sehr Cavalier, um seine Er-

regung nicht gewaltsam niederzukämpfen. Müh-sam richtete er sich auf. „Wollen Sie die Güte haben, nachzuzählen, was ich Ihnen schulde?“ Seine Stimme klang völlig tonlos.

Juan hatte das Zimmer bereits verlassen, als der glückliche Spieler mit seiner Rechnung fertig war.

„Sechshundsebzigttausend Mark, Baron. Es war wirklich eine scharfe Sitzung. Seit dem letzten Kennen in Budapest, wo ich mit dem Grafen Traskfeld die berühmte Parthie machte, hatte ich nicht solch' unheimliches Glück.“

„Sechshundsebzigttausend Mark!“ wiederholte Wilberg mechanisch.

„Machen Sie sich keine Sorgen wegen der Begleichung, Bester,“ meinte Ohlmann lachend.

„Die Geschichte bleibt unter uns, und Sie sind mir sicher, lieber Baron. Wenn es Ihnen morgen Schwierigkeiten machen sollte, ich habe Zeit.“

Herbert war aufgestanden. „Ich weiß, was ich zu thun habe,“ sagte er ernst.

„Gute Nacht, Wilberg; morgen Revanche, wenn Sie wollen.“

„Gute Nacht — gute Nacht!“ —

An der Ecke der Linden hatte Juan sich von dem Attaché getrennt; er beabsichtigte, nach Hause zu gehen, aber schon nach wenigen Schritten machte er Kehrt, eine innere Stimme trieb ihn noch einmal nach dem Klub zurück.

Im Portal löschte der Portier soeben das Gas aus, als Wilberg heraustrat. Einer der Diener kam ihm nachgeeilt. „Der Herr Baron haben vergessen, den Säbel ungethun.“

Herbert dankte mechanisch und befestigte im Weitergehen die Koppel unter dem Ueberrock. Dann blieb er stehen und sah nach den Sternen hinauf. Ein leiser Seufzer entrang sich seinen Lippen; langsam, tiefgebeugten Hauptes schritt er durch die öde, menschenleere Dorotheenstrasse seiner Wohnung zu.

Der Morgen dämmerte bereits und hob die scharfen Linien des im Bau begriffenen Reichstagsgebäudes vom Horizont ab. Es war Todtenstille ringsumher — die Großstadt schlief. Nur einmal tönte vom Lehrter Bahnhof der schrille Pfiff eines einfahrenden Zuges herüber und ließ Wilberg zusammenschauern.

Zimmer kleiner wurden die Schritte des Einsamen, immer schlaffer die Haltung der schlanken Jünglingsgestalt. Dann schien es, als ob seine Kräfte völlig versagten; er lehnte sich an den hohen Breiterzaun, der den mächtigen Bau des Reichstagsgebäudes einschließt, und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Es ist aus, Alles aus!“ stöhnte er schmerzlich. „Die Liebe verloren — die Ehre verloren . . . es bleibt nichts, nichts, als — der Tod.“

Plötzlich legte sich eine Hand leise auf seinen Arm, und eine mitleidsvolle Stimme fragte: „Würden Sie zu einem Theilnehmenden Vertrauen fassen können, Herr v. Wilberg?“

14.

Das dem alten Baron Wilberg nachgesandte Schreiben des Rechtsanwalts Riemann unterbrach wirklich die Karlsbader Kur recht unangenehm. Zuerst hatte er zwar gelacht und etwas von einem „dummdreisten Erpressungsversuch“ vor sich hingemurmelt, als er aber den Brief zum zweiten und dritten Male überlas, legte sich doch ein Schatten schwerer Sorge auf seine Stirn.

Das Schreiben des Juristen war in der That ebenso kurz wie inhaltsreich, ebenso höflich wie schneidend scharf.

„Hochgeehrter Herr Baron!“ schrieb der Justizrath. „Euer Hochwohlgeboren erlaube ich mir hierdurch im Auftrage des Freiherrn Juan v. Stauden-Geriso, hieselbst z. Z. Hotel Kaiserhof wohnhaft, aufzufordern, die von Ihnen

bisher verwaltete Hinterlassenschaft des am 8. September 1851 zu Madrid verstorbenen Vaters meines Klienten innerhalb einer Frist von acht Tagen an Letztgenannten zu übergeben und über die bisherige Verwaltung Rechnung zu legen. Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich gleichzeitig zur Vermeidung von Weiterungen, welche herbeizuführen durchaus nicht in Ihrem eigenen Interesse liegen kann, mitzutheilen, daß ich mich im Besitz aller der Papiere und Urkunden befinde, welche erforderlich sind, um dem oben ausgesprochenen Ersuchen im Nothfall den Nachdruck gerichtlicher Verfolgung zu geben. Gedachte Urkunden u. halte ich zu Ihrer oder Ihres Bevollmächtigten Einsicht bereit.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner vollkommensten Hochachtung, mit der ich zeichne

Euer Hochwohlgeboren ergebenster August Riemann, Rechtsanwalt und Notar.“

So sollte das Damoclesschwert, das seit mehr als dreißig Jahren über seinem Haupte schwebte, wirklich herabstürzen? Wie hatte er sich doch in Sicherheit eingewiegt, wie fest hatte sich in seiner Brust von Jahr zu Jahr mehr das Gefühl des eigenen Rechtes eingenistet. Es konnte ja gar nicht möglich sein, daß jetzt ein Fremder kam und seine Hand nach dem herrlichen Besitz ausstreckte, der ihm in regelmäßigem Erbchaftsgange übertragen war, an dessen Vervollkommen er sein bestes Können, die rastlose Arbeit eines Mannesalters gesetzt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Karl Schenk, Schweizerischer Bundespräsident für 1893.

(Mit Porträt auf Seite 233.)

Als Kaiser Wilhelm II. und seine Gemahlin jüngst auf der Heimfahrt von ihrer italienischen Reise in Luzern eine kurze Rast hielten, wurden sie dort von dem Bundespräsidenten der Schweiz, Dr. Karl Schenk, im Namen der Eidgenossenschaft willkommen geheissen. Dr. Karl Schenk, dessen Porträt wir aus diesem Anlaß auf S. 233 den Lesern vorführen, ist am 1. Dezember 1823 zu Signau im Kanton Bern geboren und widmete sich zuerst der Theologie. Er betheiligte sich aber schon frühzeitig am politischen Leben seiner Heimath und vertauschte 1854 sogar endgiltig den Stand des Predigers mit dem eines Staatsmannes. Bis 1863 war er Mitglied des kantonalen Regierungsrathes und wiederholt Präsident desselben. Daneben entsandte ihn sein Kanton in den Ständerath, und als er im Jahre 1864 gerade Vorsitzender war, berief ihn die Bundesversammlung an die Stelle des ausscheidenden Stämpfli. In den Jahren 1865, 1871, 1874, 1878 und 1885 präsidirte Schenk bereits dem Bundesrathe und erwarb sich die allgemeine Anerkennung in hohem Grade. Seine diesmalige Wahl erfolgte am 15. Dezember 1892.

Geburtstagsgruß.

(Mit Bild auf Seite 236 u. 237.)

Die junge Dame auf dem hübschen Bilde S. 236 und 237 feiert ihren Geburtstag, zu dem ihr Bräutigam schon in aller Frühe ihr einen entprechenden Festgruß darbringen möchte. Er findet die Fensterläden an dem zu ebener Erde gelegenen Wohnzimmer bereits geöffnet und will nun seinen von zärtlichen Bersten begleiteten Rosenstrauß an dem Riegel des Ladens befestigen. Die Gefeierte soll seinen Festtagsgruß dort vorfinden, wenn sie zum Fenster kommt, wo sie so gern zu sitzen pflegt. Das junge Mädchen hat aber wahrscheinlich eine Ahnung davon gehabt, was sich ereignen werde, denn sie ist heute zeitiger als sonst aufgestanden und hat sich gleich mit einer Handarbeit an's Fenster gesetzt, durch die zwar geöffneten aber noch nicht zurückgeschlagenen Läden den Blicken des Kommenden entzogen. So überrascht sie ihn denn bei seinem Thun; er kann nun seine Gratulation gleich mündlich anbringen und wird für den Geburtstagsgruß gewiß einen recht zärtlichen Dank empfangen.

Durch Liebe.

Kriminal-Erzählung
Von A. O. Kaufmann.

(Nachdruck verboten.)

Ich war Polizei-Inspektor in der schlesischen Stadt S., als ich eines Vormittags durch die Nachricht überrascht wurde, daß in der Hauptstraße soeben ein Mord verübt worden sei. Ich war in meinem kleinen Wirkungskreise solche Kapitalfälle gar nicht gewöhnt, denn die Bevölkerung, unter der ich amtierte, war im Ganzen verträglich und harmlos. Das Opfer war der ehemalige Kaufmann Schotte, welcher sich seit einiger Zeit von den Geschäften zurückgezogen hatte und allgemein im Verdachte stand, Wucher zu treiben.

Ich begab mich an den Thort und fand diesen, wie natürlich, von Menschen umlagert, welche sich kaum abhalten lassen wollten, in das Haus einzudringen. Die Schotte'sche Wohnung lag im ersten Stock des Hauses, während im Erdgeschoß sich eine Gastwirtschaft und ein Materialwaarenladen befand. Kam man die Treppe hinauf, so fand man die Schotte'sche Wohnung durch eine Flurthür abgeschlossen, der gegenüber sich die Thür öffnete, welche nach der Wohnstube führte. Hier lag mitten im Zimmer der blutüberströmte Leichnam des Schotte, eines Mannes am Ende der sechziger Jahre, mit dem ich vorher schon einige Male in Berührung gekommen war, als er die Hilfe der Polizei gegen Leute, mit denen er wegen seiner Wechselgeschäfte in Streit gerathen war, verlangte.

Der kleine, schwächliche Mann hatte, wie es schien, einen furchtbaren Hieb über den Kopf empfangen, der denselben vollständig gespalten hatte. Außerdem fand sich noch ein zweiter Hieb, wie von einem langen, schneidenden Instrument herrührend, in der Nähe der Schläfe vor. Der Ermordete lag dicht an einem Stuhl, der vor seinem Schreibtische stand, und er mochte wohl eben geschrieben haben, als er den ersten Streich erhielt, der ihn wahrscheinlich zu Boden warf, ohne daß er noch einen Laut von sich geben konnte.

Ich fühlte den Leichnam an und fand ihn noch nicht erkaltet. Die That mußte also vor ganz kurzer Zeit geschehen sein. Die Wirthschafterin hatte, vom Markt zurückgekehrt, ihren Herrn ermordet vorgefunden, nach-

dem sie ihn eine halbe Stunde zuvor gesund und munter verlassen hatte. Sie hatte ein fürchterliches Geschrei erhoben, welches die Hausbewohner alarmirte, und wodurch man Kunde von der That erhielt.

Jetzt lag die Wirthschafterin im Nebenzimmer, halb ohnmächtig und in Weinkrämpfen, und da sie vorläufig keinesfalls vernommen werden konnte, so mußte ich allein nach weiteren Spuren des Thäters und vor Allem nach dem Instrument suchen, mit dem die grausige That verübt worden war. Ich fand dasselbe in der Küche in einem Küchenbeil, welches auf dem Tische lag und vollständig mit Blut überzogen war. In der Küche fand ich sogar noch ein Waschbecken mit blutigem Wasser vor. Hier hatte also wohl der Mörder sich die Hände gewaschen, bevor er den Thatort verließ.

Der Gerichtsarzt erschien und konnte natürlich nur den Tod des alten Schotte konstatiren, und daß derselbe durch zwei Beilhiebe erfolgt sei, welche einen Bruch des Schädels und eine Verletzung der Gehirnmasse herbeigeführt hatten. Auch er stellte sofort fest, daß der Mord erst vor höchstens einer Stunde verübt worden sei. Dann beschäftigte er sich auf meine dringende Bitte mit der Wirthschafterin, damit diese vernunftfähig würde.

Es gelang ihm denn auch, sie zu beruhigen, worauf Frau Bank Folgendes aussagte:

Sie hatte sich nach ihrer Angabe ungefähr um zehn Uhr Vormittags fertig gemacht, um auf den Markt zu gehen, als es draußen an der Flurthür klingelte, und ein junger Handwerksmeister, Namens Grund, eintrat, welcher schon öfter mit Schotte in Geschäften zu thun gehabt hatte. Sie ließ ihn eintreten und begab sich in das Zimmer, welches unmittelbar neben dem Wohnzimmer lag, und hörte von dort aus, daß sich ein lebhafter Wortwechsel zwischen Grund und Schotte entwickelte. Es kam ihr vor, als hörte sie aus einzelnen Worten heraus, daß es sich um eine Geldangelegenheit des Besuchers handle. Die Unterredung wurde immer heftiger und heftiger, so daß die Frau Bank fürchtete, es könne zu Thätlichkeiten zwischen Grund und Schotte kommen. Sie steckte deshalb den Kopf zur Thür hinein, um zu fragen, ob sie gehen dürfe, worauf ihr der



Geburtsstangengrüb. (S. 235)

alte Schotte sagte: „Gehen Sie nur, wir sind hier bald einig.“ Die Wirthschafterin verließ darauf das Haus, um auf den Markt zu gehen, und als sie nach einer halben Stunde zurückkehrte, war die grausige That vollbracht.

Es handelte sich natürlich nun vor Allem darum, den Handwerksmeister Grund zu verhören, welcher die nächstbetheiligte Person bei der Sache war. Ich schickte sofort zwei Polizeidiener ab mit dem Auftrage, ihn auf jeden Fall herbeizuholen.

Unterdess stellte ich mit Hilfe der Wirthschafterin fest, daß der Schreibtisch, vor welchem der Ermordete geessen hatte, ausgeplündert war. Sie wußte nämlich genau, daß in den oberen Fächern nicht nur Papiere und insbesondere Schuldscheine — denn der Verstorbene machte, wie gesagt, ziemlich unsaubere Geldgeschäfte — sondern auch stets größere Geldsummen lagen. Als wir die unverschlossenen Schubladen öffneten, fanden wir keinen Pfennig Geld, dagegen unter den Schuldscheinen eine große Unordnung und, wie es schien, fehlte ein Theil derselben.

Es handelte sich also offenbar um einen Raubmord. Ich fragte die Wirthschafterin, ob sie sich nicht bestimmen könne, welche Geldsorten ihr Herr zu führen pflegte, und obgleich sie anfangs dies verneinte, besann sie sich doch bald darauf, daß ihr Herr gegenwärtig unter seinem Gelde einen russischen Imperial, ein großes Goldstück gehabt habe. Als er ihr am Tage vorher das Wirthschaftsgeld für die laufende Woche gab, zählte er ihr auch diesen Imperial mit auf den Tisch und beauftragte sie, ihn beim Kaufmann unten im Laden umzuwechseln, jedoch nur, wenn sie für denselben dreißig Mark fünfzig Pfennige bekomme. Wollte der Kaufmann dies nicht geben, so solle sie ihm das Goldstück wieder bringen, das ziemlich selten sei. Der Kaufmann wollte indeß für das Goldstück nur dreißig Mark zahlen, und deshalb lieferte die Wirthschafterin am Abend das Goldstück wieder an Schotte ab.

Ich protokollierte die Aufnahme des Thatbestandes und die Aussage der Frau Bank. Kaum war ich damit zu Stande gekommen, als mir der Meister Grund vorgeführt wurde. Ich sah vor mir einen kräftigen jungen Mann mit einem entschlossenen Gesicht, welches aber nichts Unangenehmes hatte.

„Ich habe Sie kommen lassen,“ redete ich ihn an, „um Sie hier an Ort und Stelle zu vernehmen, und Sie werden schon entschuldigen, wenn ich Sie vielleicht zu Hause in Ihrer Arbeit gestört habe.“

„Wir haben,“ sagte einer der Polizeidiener, „den Herrn nicht zu Hause, sondern auf dem Bahnhof getroffen, wo er eben fortfahren wollte.“

„Sie wollten fortfahren?“ fragte ich.

„Jawohl,“ antwortete Grund, „ich hatte eine kleine Reise vor.“

„Pflegen Sie öfter zu verreisen?“

„Nein, ich wollte heute einmal einen Ausflug machen.“

Diese Antwort Grund's kam sehr verlegen heraus. Ich verließ das Zimmer und winkte die beiden Polizeidiener nach der Küche heraus, um sie zu fragen, wie sie Grund getroffen hätten. Sie erzählten, er wäre gerade an der Kasse gewesen, um sich eine Fahrkarte zu kaufen, als der Polizeidiener ihm mittheilte, daß ich ihn zu sprechen wünschte. Grund wäre darauf leichenblaß geworden und so erschrocken, daß er am ganzen Leibe zitterte. Das Goldstück, welches er an der Kasse wechseln wollte, und über welches er noch mit dem Kassirer sprach, sei ihm dabei entfallen, und der Polizeidiener habe es aufgehoben und ihm wieder zugestellt.

„Was war das für ein Goldstück?“ fragte ich.

„Ich kenne es nicht,“ sagte der Beamte, „aber es war ein russischer Adler darauf.“

Ich begab mich sofort zu dem vorgeführten Grund zurück und sagte: „Sie haben ein russisches Goldstück, einen Imperial, bei sich, den Sie an der Bahnhofskasse wechseln wollten. Zeigen Sie mir einmal Ihr Portemonnaie.“

Grund blickte mich ängstlich an, zeigte mir aber bereitwillig sein Portemonnaie, und in diesem Lag neben Silbergeld der russische Imperial.

„Wie kommen Sie zu dem Goldstück?“ fragte ich und fixirte scharf den Verdächtigen.

„Ich habe es heute Vormittag von Herrn Schotte erhalten.“

„Wissen Sie, was mit Herrn Schotte geschehen ist?“

„Jawohl,“ sagte Grund, „er ist ermordet worden.“

„Und wissen Sie, wer ihn ermordet hat?“ Grund antwortete nicht.

Ich trat ihm näher und sagte: „Sie sind der Mörder! Sie waren im Begriff, sich durch Flucht den Folgen Ihrer That zu entziehen!“

Grund war noch mehr erbläßt, trotzdem er schon vorher bleich genug ausgesehen hatte. Seine Brust hob sich, als kämpfte in ihm eine fürchterliche Aufregung, er griff mit den Händen in die Luft, stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig zu Boden.

Nachmittags vernahm ich noch einmal die Wirthschafterin des Ermordeten, die Frau Bank, und fragte sie, ob sie eine Untersuchung angestellt habe betreffs des Fehlens etwaiger anderer Sachen in der Wohnung des Ermordeten. Sie theilte mir jedoch mit, daß außer dem Gelde nichts fehle.

Die Frau Bank schien sehr angegriffen, und es war ja auch kein Wunder, denn die alte Frau war jahrelang Wirthschafterin bei Schotte gewesen und hatte, wie sie behauptete, ihren Herrn sehr geschätzt.

Während ich Nachmittags die Anzeige an das Gericht machte, kam mein Kanzleibote und meldete mir, daß mich ein Mädchen in der Angelegenheit Schotte dringend zu sprechen wünsche.

Natürlich ließ ich dasselbe sofort hereinführen und sah vor mir ein schüchternes Kind von vielleicht siebzehn oder achtzehn Jahren. Sie war einfach gekleidet und machte, als sie eintrat, einen zierlichen Knix.

Ich ließ sie näher treten und fragte sie, was sie vorzubringen habe. Ich sah ihre Lippen zittern, und endlich stieß sie weinend die Worte hervor: „Er ist unschuldig, Sie dürfen mir's glauben.“

„Wen meinen Sie, mein Kind?“ fragte ich.

„Meinen Sie den verhafteten Grund?“

„Ja,“ sagte sie; „ja, er ist unschuldig! Wahrhaftig, er ist unschuldig! Ich verbürge mich für ihn.“

Ich mußte unwillkürlich über die Unerfahrenheit des Mädchens lächeln.

„Wie heißen Sie, mein Kind?“ fragte ich.

„Ich heiße Emma Meinert. Ich kenne den Verhafteten. Meine Mutter ist Wittve, und wir bewohnen ein Häuschen neben dem Grund's. Unsere Gärten stoßen aneinander.“

Unwillkürlich fiel mir das alte Lied von den Nachbarkindern ein, und ich sagte: „Stehen Sie vielleicht in einem näheren Verhältniß zu dem verhafteten Grund?“

Sie wurde roth, dunkelroth, und begann zu zittern. Dann erklärte sie: „Nein, nein! Ganz und gar nicht!“

„Aber Sie interessieren sich für ihn?“ fragte ich weiter.

„Ja, sehr, und ich möchte es beschwören, daß er unschuldig ist!“

„Haben Sie irgend welche Beweise dafür, daß Grund der Thäter nicht ist?“

„Nein,“ entgegnete sie, „ich habe keine Be-

weise. Aber er kann es nicht gethan haben. Er thut so etwas nicht. Ich kenne ihn schon seit vielen Jahren, aber Jemanden todtzuschlagen, dessen ist er nicht fähig. Ich will meinen Kopf für ihn auf das Schaffot legen, wenn er es gethan hat. Aber er hat es nicht gethan!“

„Mein Kind,“ sagte ich, „mit dieser Bürgschaft, die Sie da bringen wollen, und die Ihrem Herzen alle Ehre macht, ist dem Verhafteten nicht geholfen. Das Gericht nimmt keine Bürgschaft an, weil sich in dieser Beziehung kein Mensch für den anderen verbürgen kann. Oft bedarf es für den sonst achtbaren und ehrenhaften Mann nur eines einzigen Moments, in dem die Leidenschaft ihn erfaßt, in welchem er einem verbrecherischen Gedanken nachgibt und etwas begeht, was ihm Keiner zugetraut hätte. Wenn Sie also weiter nichts haben, als Ihre Ueberzeugung, so kann ich Sie nicht einmal zu Protokoll vernehmen.“

Das Mädchen brach in heftiges Schluchzen aus und schien ganz gebrochen vor Schreck und Verzweiflung. Sie that mir aufrichtig leid, und ich wollte sie schon wegschicken, als ich daran dachte, daß ihre Anwesenheit doch zu etwas gut sein könnte. Vielleicht wirkte ihr Publick so auf den verhafteten Grund, daß er sich zu einem Geständnisse herbeiließ. Ich befahl daher leise dem anwesenden Kanzleiboten, Grund herbeizuholen.

Als die Thür aufging und Grund hereintrat, schrie das Mädchen auf und blieb dann zitternd stehen. Sie wagte nicht in seine Augen zu blicken. Ihr Gesicht war von dunkler Röthe übergoßen.

Grund betrachtete erstaunt die vor ihm Stehende, und sein Gesicht nahm einen eigenenthümlichen Ausdruck von Befriedigung, ja von Glückseligkeit an, als ich ihm sagte: „Dieses Mädchen ist gekommen, um für Sie Bürgschaft zu leisten. Sie traut Ihnen nicht zu, daß Sie die fürchterliche That begangen haben, und trotzdem sie keine Beweise hat, die Sie entlasten können, ist sie doch gekommen, wahrscheinlich voll Zittern und Zagen, um hier zu verrathen, was sie für Sie empfindet.“

Grund war sichtlich ergriffen. Möglicherweise stand er neben dem Mädchen und sagte: „Du bist gekommen — Du bist gekommen, um für mich zu bürgen? O, wie glücklich bin ich!“

Ich sah den Verhafteten so ergriffen, wie ich ihn während des ganzen Tages nicht gesehen hatte, und ich wandte mich daher jetzt an ihn, um in eindringlichen Worten zu seinem Herzen zu sprechen und ihn zu einem freiwilligen Geständniß aufzufordern.

„Ich habe nichts zu gestehen,“ antwortete er. „Wenn auch noch so viel gegen mich spricht, ich versichere Sie, ich bin unschuldig! Aber jetzt hat das Leben besonderen Werth für mich, jetzt will ich alles Mögliche thun, um meine Unschuld zu beweisen. — Und Du,“ wendete er sich plötzlich an das Mädchen, „hilst Dich in mir nicht getäuscht haben. Ich werde es Dir nicht vergessen, daß Du in dem Augenblick, in dem ich von Allen verlassen war, zu mir kamst und mir Deine Liebe zeigtest. Dieselbe Liebe empfand ich für Dich, und ich schwöre es Dir bei dieser Liebe, daß ich unschuldig bin.“

Er trat auf das Mädchen zu, schloß es in seine Arme und küßte es. Dann ließ er die Zitternde los, trat zu mir und sagte: „Entschuldigen Sie, aber ich konnte nicht anders. Lassen Sie mich jetzt abführen, Herr Inspektor.“

Am nächsten Morgen erhielt ich eine telegraphische Depesche von außerhalb, worin mir die Polizeibehörde einer ziemlich weit entfernten Stadt auf Requisition der Militärbehörde mittheilte, daß der Züßler Bank seit drei Tagen desertirt sei und sich vielleicht nach

unserem Ort wenden würde, weil er der Sohn der in S. wohnenden Wittwe Bant sei.

Die Nachricht war mir sehr unangenehm, weil sie jedenfalls die arme Frau, die so wie so schon erschüttert genug war, angreifen mußte. Aber es blieb mir nichts übrig, ich mußte der alten Frau Mittheilung davon machen. Ich ließ sie daher durch einen Polizeidiener holen, und bald darauf erschien sie vor mir, nur mühsam gehend und ganz gebrochen.

Ich bot ihr einen Stuhl an und sagte: „Ich habe Sie kommen lassen, weil ich Ihnen eine Nachricht mitzutheilen habe, die leider nicht angenehm ist. Sie haben einen Sohn?“

Die alte Frau stöhnte, und es kam mir vor, als unterdrücke sie eine Schrei.

„Erstrecken Sie nicht,“ fuhr ich fort. „Er hat seine Pflicht als Soldat vergessen und ist desertirt. Es ist zu erwarten, daß er sich hierher zu Ihnen wendet. Reden Sie ihm dann zu, daß er freiwillig nach seiner Garnison zurückkehrt, das wird seine Strafe mildern.“

Die Frau hatte sich zitternd an der oberen Kante meines Pultes festgehalten, und es schien, als wolle sie unsinken. Dann faßte sie sich aber und brach in einen Strom von Thränen aus.

In diesem Augenblick kam der Bote herein und flüsterte mir in's Ohr: „Das Mädchen, welches gestern hier war, wünscht Sie zu sprechen. Sie will aber nicht hereinkommen, weil diese Dame hier ist.“

Ich ging hinaus und sah Emma Meinert auf einem Stuhl sitzen, nur war sie gegen gestern merkwürdig verändert. Sie war leichenblaß und zitterte am ganzen Leibe, und als ich den Saum ihres Kleides betrachtete, sah ich, daß aus demselben Wasser auf den Boden lief.

„Wo kommen Sie her?“ fragte ich. „Was heißt das?“

„Ich komme aus dem Wasser,“ sagte das Mädchen, welches bis auf das Mark durchkältet zu sein schien, denn der Herbst war bereits vorgeschritten und die Temperatur draußen ziemlich rauh.

„Wie kommen Sie in's Wasser? Haben Sie einen Selbstmordversuch gemacht?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf und zog aus dem Tuch, das sie um ihre Schultern gewickelt hatte, ein Packet hervor, das sie vor meinen Augen ausbreitete. Es war die Uniform eines Füsiliers, bestehend aus Rock, Mütze und Hose, die Uniform desselben Regiments, bei welchem der Füsilier Bant stand. Der Gedanke an diesen Bant kam mir in demselben Augenblick, in dem ich die Nummer auf den Achselklappen des Rockes sah.

Während die Zähne des unglücklichen Mädchens im Fieberfrost aufeinanderklugen, erzählte sie mir in aller Eile Folgendes: Als sie gestern von mir gegangen war, hatte sie sich ihrer Mutter anvertraut, daß sie den des Mordes Angeklagten liebe. Diese aber, eine unverständige Frau, hatte ihr mit Schlägen geantwortet und ihr gedroht, sie aus dem Hause zu jagen. Unglücklich über diese Behandlung, war das Mädchen davongelaufen. Sie war verzweifelt über das eigene Schicksal und über das des Geliebten und nahe daran, sich das Leben zu nehmen. Erst in später Abendstunde war sie wieder in die Stadt zurückgekehrt. Hinter dem Hause ihrer Mutter nun und demjenigen, in welchem ihr Geliebter den Mord verübt haben sollte, floß ein Kanal vorbei. Am Ufer desselben setzte sie sich nieder, diesen Häusern gegenüber, mit Todesgedanken beschäftigt und bitterlich weinend. Da sah sie plötzlich, wie die Thür des Schotte'schen Hauses sich öffnete, und eine Frau heraustrat, welche ein Packet trug. Diese Frau ging vorsichtig am Kanal entlang, und in der unsicheren

Mondbeleuchtung glaubte Emma Meinert, die Wirthschafterin des Ermordeten, die Wittwe Bant, zu erkennen. Von einer Art Instinkt getrieben, erhob sich Emma und schlich ihr auf der anderen Seite des Kanals im Schatten der Häuser nach. Sie sah dann die Frau auf eine Brücke treten, welche über den Kanal führte, von dieser ein Bündel in's Wasser werfen und dann spornstreichs nach Hause eilen. Emma sah, daß im Wasser ein kleines Bündel schwamm, welches stromabwärts trieb. Blitzartig kam ihr der Gedanke, daß sie sich desselben bemächtigen müsse, aber sie wagte es nicht, innerhalb der Stadt in den Kanal hinab zu steigen, da derselbe hier hohe steinerne Ufermauern hatte, von denen man hätte hinabpringen müssen. Sie verfolgte daher das Bündel, bis es aus der Stadt heraus war. Dort am Ausgang der Stadt befand sich die Waschanstalt einer Gerberei. Auf diese eilte das Mädchen und watete in den Fluß, um das Bündel aufzugreifen, was ihr auch gelang. Sie sah nach seinem Inhalt und fand gar nichts, was ihr verdächtig schien, fühlte sich aber doch veranlaßt, mich aufzusuchen, um mir das Bündel zu überreichen.

Sie hatte ihre Worte zuletzt mit großer Mühe hervorgebracht, denn sie hatte stundenlang in den nassen Kleidern vor der Stadt gewartet, bis sie glaubte, daß die Zeit gekommen sei, in der ich zu sprechen sein würde, und die nächtliche Erkältung schien sie krank gemacht zu haben. Ich befahl meinem Kanzleiboten, das Mädchen in meine Wohnung zu führen, welche sich in demselben Gebäude im oberen Stock befand, und beauftragte meine Frau, dem armen Kinde etwas Erwärmendes und trockene Kleider zu geben.

Ich selbst begab mich mit der Uniform nach meinem Bureau zurück, in dem noch immer die Wittwe Bant saß. Ich legte ihr das Bündel vor und sagte: „Das ist die Uniform Ihres Sohnes, Sie haben dieselbe in's Wasser geworfen.“

Die unglückliche Frau war einen Augenblick durch die Ueberraschung wie erstarrt, dann warf sie sich auf die Knie und schrie: „Barmherzigkeit! Er ist mein einziges Kind. Bringen Sie ihn nicht auf das Schaffot! Um Gottes Willen, was soll ich thun? Ich bin die Mutter eines Mörders!“

Ich war über dieses Geständniß auf das Höchste überrascht, das die unglückliche Frau auf meine Fragen noch durch folgende Angaben ergänzte: Als sie am Tage vorher vom Markte nach Hause gekommen war und die Thürthür öffnete, um nach der Küche zu gehen, fand sie in dieser zu ihrem Erstaunen eine Uniform am Boden liegen, und zwar die des Regimentes, bei welchem ihr Sohn stand. Neben der Uniform lag ein blutiges Beil. Voll Entsetzen wollte die Frau Bant Herrn Schotte davon Mittheilung machen; als sie aber in das Zimmer trat, sah sie ihn todt auf dem Boden liegen. In diesem Augenblick kam ihr der fürchterliche Gedanke, daß ihr Sohn in ihrer Abwesenheit dagewesen sein müsse, daß dieser den Mord begangen, sich seiner Uniform entledigt und sich mit den Kleidungsstücken des Ermordeten bekleidet habe, die diesem fehlten. Sie nahm selbst an, daß ihr Sohn wahrscheinlich zu ihr gekommen sei, um sich zu verbergen, daß er klingelte und Schotte ihm selbst öffnete, daß er von diesem auch eingelassen wurde, da er ihn persönlich kannte und ihm wahrscheinlich den Auftrag gab, in der Küche auf seine Mutter zu warten. Während dann Schotte nach seinem Zimmer zurückkehrte und schrie, mußte dem Deserteur der fürchterliche Gedanke gekommen sein, den Unglücklichen zu ermorden und sich seines Geldes und seiner Kleidungsstücke zu bemächtigen, um weiter zu fliehen.

Weinend gestand die unglückliche Mutter, daß sie bei der Vernehmung am Tage vorher eine unrichtige Aussage gemacht habe, als sie behauptete, es fehlten keine Sachen. Sie konnte sogar ganz genau angeben, welche Sachen von Schotte fehlten, die sich wahrscheinlich ihr Sohn angezogen hatte, da es ihm ja in der That leichter sein mußte, seine Flucht in Civilkleidung fortzusetzen, als in Uniform.

So war also die Angelegenheit plötzlich vollständig aufgeklärt. Der Füsilier Bant wurde schon am nächsten Tage infolge unserer telegraphischen Requisition ergriffen und legte ein volles Geständniß ab, wonach in der That Alles so hergegangen war, wie wir angenommen hatten. Er sollte sofort zu uns transportirt werden, damit ihm hier der Prozeß gemacht werde, aber man überwachte ihn schlecht, und in der Nacht nach seiner Gefangennahme erhängte er sich im Gefängniß und ersparte dadurch der armen Mutter den furchtbaren Schmerz, ihn auf der Anklagebank und vielleicht auf dem Schaffot zu sehen.

Daß Grund augenblicklich entlassen wurde, nachdem sich in der That seine sonderbaren Behauptungen sämmtlich als richtig herausgestellt hatten, ist selbstverständlich. Daß er kurze Zeit darauf Emma Meinert heirathete, der er es in Wirklichkeit verdankte, daß er vielleicht dem schmachlichen und doch unschuldigen Tode auf dem Schaffot entging, wird um so erklärlicher, wenn man erfährt, daß seine unschuldige Verhaftung ihm so viel Sympathien in dem Orte verschafft hatte, daß sein Geschäft bald ein blühendes wurde.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Entstehungsgeschichte eines Hauses. — In der Nähe der Beleritzbrücke in Potsdam steht ein massives Haus, das dem Zusammentreffen mancher interessanter Umstände seine Entstehung verdankt. Während des siebenjährigen Krieges, als die Russen Berlin bedrohten, flüchtete die Königin mit ihrem Neffen, dem damaligen Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm II., in der Nacht nach Spandau. Am folgenden Tage spielten eine Anzahl Knaben auf dem dortigen Festungsplatze Ball; der Kronprinz mißte sich unerkannt unter sie und nahm einem Knaben den Ball weg. Der Junge, der Sohn des Bauuhrmanns Heidenreich, verlangte den Ball zurück, und als der fremde Knabe diesem Begehren nicht jogleich nachkam, ergriff er den Kronprinzen und prügelte ihn tüchtig durch. Dies sah der alte Heidenreich; er lief herbei und schrie seinem Sohne zu: „Junge, wie kannst Du unseren gnädigsten Kronprinzen schlagen!“ Dann ergriff er einen Stock und züchtigte seinen ganz verblüfften Sohn empfindlich.

Bald nach dieser Scene starb der alte Heidenreich. Sein Sohn wurde von seiner Tante, der Frau des Gärtners Rulz in Potsdam, in Pflege genommen, wo er die Gärtnerei erlernte, und mit dem Gärtnern Riez, der später Geheimkammerer des Königs Friedrich Wilhelm II. wurde, eine enge Freundschaft schloß. Nach dem Tode seines Oheims übernahm Heidenreich dessen Gärtnerei an der Beleritzbrücke, die aber so tief lag, daß sie in einem regnerischen Jahre fast ganz überschwemmt wurde. Um dies in Zukunft unmöglich zu machen, warf er Gräben auf, wobei ihm eines Sonntags Nachmittags einige Nachbarn behilflich waren. Bei dieser Arbeit traf ihn Friedrich der Große und fragte nach dem Grunde solcher ungewöhnlicher Sonntagsarbeit. Heidenreich erklärte, daß die Nachbarn in der Woche nicht Zeit fänden, ihm zu helfen, daß er daher wohl oder übel am Sonntag arbeiten müsse. Friedrich sah sich den Gräben näher an und meinte dann, Heidenreich würde durch das Anlegen dieser Gräben das Grundstück zu seinem Nachtheile sehr verkleinern. Durch die freundlichen Reden des großen Königs ermutigt, bat ihn der Gärtnern um Fundamenterde von den königlichen Bauten, mit der er seinen Garten erhöhen könne. Der König gewährte nicht nur die Bitte, sondern er ließ ihm auch die Erde in großer Menge unentgeltlich anfahren. Als dann der König später wieder bei dem Garten vorbei

kam, dankte ihm Heidenreich herzlich für seine Güte, was den Monarchen so sehr erfreute, daß er ihm erlaubte, noch eine Bitte an ihn richten zu dürfen. Heidenreich folgte dieser Aufforderung und bat um Neubau seines baufälligen Hauses. Der hohe Herr gewährte auch diese Bitte, die jedoch nicht zur Ausführung kam, weil er bald darnach starb.

Den Gärtner Heidenreich aber suchte das Glück. Auf Friedrich den Großen folgte dessen Neffe Friedrich Wilhelm II. auf den Thron. Eines Tages ging Heidenreich in den „Neuen Garten“, um den Hofgärtner Riez zu sprechen; er bedachte dabei nicht, daß das Betreten dieses königlichen Gartens für fremde Personen verboten war. Ganz unvermuthet begegnete ihm der König, der ihn fragte, wie er in den Garten komme und wer er sei.

„Halten zu Gnaden, Eure Majestät, ich bin der Gärtner Heidenreich von hier.“

„Heidenreich — Heidenreich,“ wiederholte der König leise und sinnend. „Der Name ist mir nicht unbekannt. Woher ist er gebürtig?“

„Aus Spandau, Eure Majestät.“

„Um — Heidenreich — Spandau?“ sagte der König nachdenklich, dann fuhr er fort: „Höre Er, in Spandau hat mich einmal ein Heidenreich windelweich geprügelt, dafür aber wieder von seinem Vater harte Schläge bekommen.“

„Das war ich, Eure Majestät!“ antwortete der Gärtner.

„Nun,“ sagte der König heiter, „da Er meinetwegen einmal so viele Prügel bekommen hat, so muß ich jetzt wohl den Schaden wieder gut machen. Bitte Er sich eine Gnade aus!“

„Majestät,“ erwiderte Heidenreich, „der selige König Friedrich hatte mir versprochen, mein altes Haus an der Belertsbrücke neu erbauen zu lassen.“

Leider ist er gestorben, ehe diese seine Gnade ausgeführt war. Mein Haus ist aber seitdem noch baufälliger geworden und ich bringe bei aller Anstrengung die Mittel nicht zusammen, es er neu zu können. Wenn nun Eure Majestät das Versprechen des großen Königs ausführen und mir ein neues Haus erbauen wollten, dann sollte zwischen uns Alles wieder gut sein.“

Der König lachte herzlich, gewährte aber die Bitte, und ließ für den Gärtner Heidenreich das oben bezeichnete massive Haus erbauen. [C. L.]

Gaudeamus igitur. — Auf allen Hochschulen ertönt bei festlichen Gelegenheiten die altherwürdige Studentenweise „Gaudeamus igitur,“ welche der Dichter Christian Günther folgendermaßen verdeutschte:

„Laßt uns Alle fröhlich sein, weil der Frühling währet; bricht des Lebens Winter ein, ist die Kraft verzehret.“

Humoristisches.



Ueberraschende Motivierung.

Gast: Aber, Herr Wirth, das ist doch haarsträubend! Ihre Butterbröckchen kosten fünfzig Pfennig, und hier nebenan bei Ihrem Konkurrenten kosten sie nur fünfundzwanzig Pfennig und sind bedeutend größer.

Wirth (nach einigem Nachdenken): Das mag sein, aber dann — verdient er auch nicht so viel daran.



Aus der Kinderstube.

Mädchen: Mama, freßten alle Raketen Geringe mit Gurken?

Mutter: Nein, mein Kind. Wie kommst Du nur zu solcher Frage?

Mädchen: Ja, der Bursche vom Herrn Lieutenant sagte vorhin zu unserer Marie, der Lieutenant habe einen Kater, er müsse ihm dafür einen Hering und eine saure Gurke holen.

Wenige aber wissen, woher diese Weise stammt. Die Universität Bologna ist der Geburtsort des Liedes. Bologna gehörte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts zu den berühmtesten Hochschulen nicht nur Italiens, sondern Europa's überhaupt. Zu den berühmtesten Professoren an dieser Hochschule gehörte der Astronom Domenico Strada, der oftmals unter den deutschen Studierenden der fröhlichste Zecher war. Denn schon im Mittelalter studierten viele Deutsche in Bologna und brachten ihren deutschen Durst mit in das welsche Land. Aber auch Manches brachten sie zurück in die Heimath, unter Anderem auch unser bekanntestes Studentenlied. Als der Verfasser aber des famosen „Gaudeamus igitur“ gilt jener Domenico Strada, der fröhliche Professor zu Bologna, der ein altes Kirchenlied seiner Dichtung zu Grunde gelegt zu haben scheint. [Alfred Stelzner.]

Sparfamekeit. — Der englische Staatsmann Lord John Russell (+ 19. August 1792) war von einem geradezu schunigen Geiz. Er hatte im Drury-lane-Theater einen Freiplatz und besuchte es deshalb täglich. Statt nun seinen Mantel in der Garderobe abzugeben und eine Kleinigkeit dafür zu entrichten, verpackte er ihn regelmäßig für einen Schilling in einem Pfandhause unweit des Theaters, was ihn, da er den Mantel gleich nach der Vorstellung wieder auslöste, nur einen halben Penny Zinsen, also gerade einen halben Penny weniger kostete, als er dem Garderobier hätte geben müssen. [G. W.-r.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 31.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 29:
Glückselig ist, wer Liebe rein genießt — Weil doch zuletzt das Grab so Lieb' als Haß verschluckt.

Buchstaben-Räthsel.

Wild wach's ich auf den Wiesen auf,
Doch auch im Gartenbeet
Werd' ich vom Gärtner zum Verkauf
Zuweilen ausgefät;
Kein Blumenkrenschmid ist mir bescheert,
Doch hab' ich als Gemüse Werth.

Wird noch ein K vorangesetzt,
Bin als Arznei ich hochgeschätzt;
Und wenn ihr K mit D vertauscht,
So trag' ich durch die Fluth,
Die schäumend meinen Leib umrauscht,
Die Menschen und ihr Gut. [G. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 31.

Kapsel-Räthsel.

Bin ich darin, verdräfft es Schmerz und Pein;
Siehst uns Du dann, so will's erworben sein.

Auflösung folgt in Nr. 31. [Emil Noet.]

Auflösung von Nr. 29:

des Scherz-Räthfels: Laube, Taube, Haube.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft (früher
Germann Schönteins Nachfolger) in Stuttgart.